

Geschichte eines Rituals

Eheschliessungen in den reichen Familien des alten Basels verliefen streng nach Protokoll. Teil 1: Die Verlobung

Von Karin Rey

Basel. Die Organisation einer Verlobung und Hochzeit in gehobeneren Kreisen erforderte in früheren Zeiten «eine Art Feldherrentalent» und viel diplomatisches Geschick. Niemand durfte brüskiert, jeder musste zur rechten Zeit benachrichtigt, eingeladen und verdankt werden. In einfacheren Familien ging es sicher unkomplizierter zu, darüber besitzen wir aber kaum Quellen.

Natürlich wurde von den Eltern gesteuert, mit wem die Tochter oder der Sohn von Kind an verkehrte, und vorsondiert, wer sich für eine mögliche Ehe eignete. Bis Ende des 19. Jahrhunderts kam es kaum vor, dass man jemand Auswärtigen oder aus einer anderen Gesellschaftsschicht heiratete. Ganz unauffällig wurden zu gegebener Zeit Anlässe arrangiert, an denen sich das «Wunschpaar» immer wieder begegnete. Die öffentliche Meinung, das «me», hatte offenbar auch einen nicht unwesentlichen Einfluss auf eine Eheschliessung.

So schreibt beispielsweise Johann Rudolf Merian an seinen Bruder Peter am 15. Dezember 1818, dass er selber nicht wisse, wie es um ihn stehe, das Publikum ihm aber zugekommen sei und ihn schon seit mehreren Monaten mit Adèle Iselin vereinen wolle. Er habe sich unterdessen so an die Idee gewöhnt, dass sie zu seinem grössten Wunsch geworden sei, obwohl er die Zukünftige das letzte Mal als Kind gesehen habe.

Wenige Stunden später erwiderte der Brautvater den Besuch, um «das Jawort zu bringen».

Häufig jedoch wuchsen die zukünftigen Ehepartner quasi zusammen auf, da die meisten Angehörigen des Basler Daigs untereinander verwandt, verschwägert oder zumindest befreundet waren. Trotzdem war es bis Anfang der 1890er-Jahre in manchen Familien Sitte, dass Brautleute sich mit «Sie» anredeten. Manchmal sieszten sich Schwiegereltern und -kinder sowie Schwager und Schwägerin ein Leben lang. Da es wünschenswert war, die Töchter in korrekter Reihenfolge nach dem Alter zu verheiraten, konnte es schon einmal vorkommen, dass ein Freier vom unerbittlichen Vater die ältere Schwester statt der eigentlichen Wunschkandidatin zugesprochen bekam, was sogar akzeptiert wurde. Meist waren die jungen Frauen bei der Heiratschliessung knapp über zwanzig, die Herren vielleicht ein bisschen älter.

Feierliche Visite im grossen Tenue

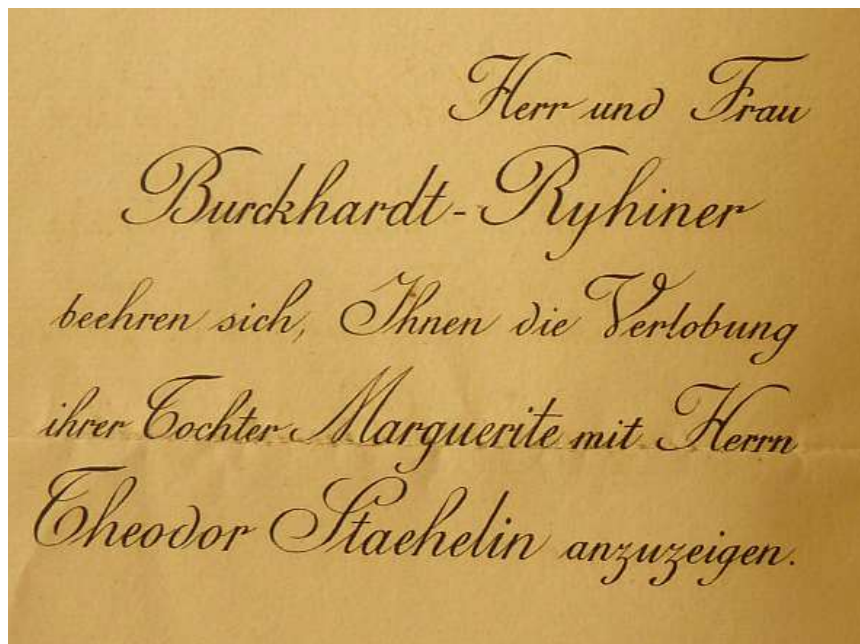
Hatten jedenfalls die zahlreichen Tanzveranstaltungen, Schlittenfahrten und anderen Anlässe Früchte getragen und ein Paar sich gefunden, erfolgte die offizielle Anfrage. Der Vater des Bräutigams in spe machte im grossen Tenue mit Zylinder beim Vater der Zukünftigen eine feierliche Visite und hielt um deren Hand an. Wenige Stunden später erwiderte der Brautvater den Besuch, um das «Jawort zu bringen». Waren die pekuniären Fragen zu aller Zufriedenheit gelöst, galt das Paar als verlobt.

Gerne hielt man dies noch für eine kurze Zeit geheim, denn der Trubel, den die in der Regel zwei- bis dreimonatige Verlobungszeit mit sich brachte, war beachtlich. Hatte man sich dann etwas Privatsphäre gegönnt, die übliche Geheimniskrämerei absolviert und nicht selten jemanden brüskiert, weil ein anderer es zuerst erfahren hatte, erfolgte die offizielle Ansage. Dabei statteten in der Regel die beiden Väter den Grosseltern, Grossonkeln, Gross-tanten und den eigenen Geschwistern einen Besuch ab. Die Braut, ein Bouquet aus Nelken oder Rosen angesteckt, und der Bräutigam sagten ihre Verlobung getrennt den jeweiligen Freunden an.

Nach der Ansage wurden die «faire-parts», die meist in Französisch verfassten Anzeigen, auch an die entferntesten Verwandten und Bekannten



Offizielle Bekanntmachung. Verlobungsanzeige aus einem Privatarchiv. Der Name des Paares bleibt auf Wunsch geheim.



«Faire-parts» an Freunde und Verwandte. Verlobungsanzeige von Theodor Staehelin und Marguerite Burckhardt vom Januar 1898. Quelle: Staatsarchiv (PA 182 B 89 A1)

verschickt. Diese konnten folgendermassen lauten:

Monsieur et Madame ... ont l'honneur de vous faire part des fiançailles de leur fils (leur fille) ... avec...

Bâle, le ...

Manchmal wurden die «faire-parts» auch auf Deutsch verfasst.

Als knappste Antwort erhielt man auf die Anzeige eine Visitenkarte, auf der mit Hand «p.r.» (pour remercier) stand. Nach dem Versand der Anzeigen eine Verlobung rückgängig zu machen, war fast nicht mehr möglich und wäre ein gesellschaftlicher Fauxpas par excellence gewesen.

An den ersten zwei oder drei Sonntagen nach der Ansage wurde von elf bis dreizehn Uhr im Elternhaus der Braut sowie gleichzeitig des Bräutigams empfangen. Dabei gingen die Geschwister der Braut ins Haus des Bräutigams und umgekehrt. Ein Vetter oder sonstiger Familienangehöriger, meistens benötigte es zwei Personen, erstellte eine Liste der Besucher, damit man diesen dann wiederum eine Visitenkarte mit dem Vermerk «p.r.» zusenden konnte. Diese beiden Helfer zogen sich in einen unbenutzten Raum zurück, von wo aus sie alle eintreffenden Gäste registrieren konnten. Wehe, wenn jemand übersehen und nicht mit einer Dankeskarte für das Erscheinen bedacht wurde.

Trinkgeld-Listen für Dienstboten

Onkel, Tanten, künftige Schwager, Cousins und Cousinen schenkten im Allgemeinen Blumen, sodass in manchen Fällen Treppenhaus, Hausflur sowie sämtliche Zimmer von solchen überflutet waren.

Auch die Dienstboten wollte man an dem Ereignis teilhaben lassen. So erhielten sie in beiden Elternhäusern zehn bis zwanzig Franken, sowohl von der eigenen Herrschaft wie auch von den künftigen Schwiegereltern. Diejenigen im Haus der Grosseltern bekamen zehn Franken. Überhaupt gehörte in Basel das Verteilen von festgelegten Trinkgeldern an Dienstboten, Kutscher, Boten und andere, die in irgendeiner Form Hilfestellung leisteten, zu jeder Verlobungszeit und Hochzeit. Dafür wurden extra Listen erstellt.

Zu Ehren der Verlobten wurden Bälle und sogenannte Brautgastierungen gegeben.

Die Kosten für die Hochzeit bestritten die Brauteltern manchmal gemeinsam: Bis und mit Kirchgang bezahlte der Vater der Braut, von da an der Vater des Bräutigams. Häufig übernahm jedoch der Vater des Bräutigams oder gar er selber die ganze Summe.

Das erste Geschenk des Verlobten an seine Braut war selbstverständlich der Ring. Je nach finanziellen Möglichkeiten kamen während der Verlobungszeit weitere Schmuckstücke hinzu. Sie wiederum bedachte ihren Zukünftigen mit etwas Wertvollem wie beispielsweise einem Flügel, Perlenknöpfen oder einem Stuhl mit Stickereien. Anlässlich des ersten Besuches bei den künftigen Schwiegereltern erhielt die Braut bis mindestens Ende des 19. Jahrhunderts ein Teeservice mit silbernem Tablett,

manchmal sogar den Tisch dazu. Die Verlobten machten auch den Geschwistern der oder des Zukünftigen kleinere Geschenke. Kurz vor der Hochzeit bekam die Braut von den Schwiegereltern die sogenannte «corbeille» mit Seidenstoff, Fächer, Spitzen, Handschuhen, Brauttaschentuch und nicht zuletzt den Brautschmuck. Dieser wurde in späteren Jahren vom Bräutigam geschenkt.

Den Dienstboten im Elternhaus von Braut und Bräutigam überreichte man als Abschiedsgeschenk beispielsweise silbernes Besteck oder eine halbe goldene Uhr. Die zweite Hälfte erhielt der oder die Glückliche bei einer anderen Gelegenheit. In manchen Häusern beschränkte man sich einfach auf zwanzig Franken.

Bouquets vom Bräutigam

Zu Ehren der Verlobten wurden Bälle und sogenannte Brautgastierungen gegeben, aufgelockert durch Reden, Verse oder kleine Aufführungen, sogenannten «Stiggl». Zu den Bällen schenkte der Bräutigam seiner Braut jeweils ein zu ihrer Garderobe passendes Bouquet. Fanden in einem Winter mehrere Verlobungen statt, konnte man sich auf eine ereignisreiche Saison freuen. Kurz vor der Hochzeit liess sich das Brautpaar, meist von den Grosseltern, die Chaise oder später den Wagen aus und absolvierte, elegant gekleidet, die sogenannten Staatsvisiten oder Brautbesuche bei Grosseltern, Grosstanten, Taufpaten sowie den Freunden.

Nach der Verlobung erstellten die beiden Mütter nach Absprache mit dem Brautpaar die Wunschliste, den sogenannten «Gabenrodel», der unter Verwandten und Bekannten herumgereicht wurde. Was man zu schenken gedachte, wurde mit einem Kreuz versehen, man nannte das «krizle». Die Eltern des Bräutigams oder der Braut schenkten oft die «Silberkiste», ein schön verarbeiteter Holzkasten mit Silberbesteck für vierundzwanzig Personen.

Auch die Aussteuer, die Ausstattung des jungen Paares, wurde von den Müttern zusammengestellt und dann auch besorgt, wobei etliche weibliche Verwandte halfen. Die Braut brachte in der Regel Schlafzimmer, Visitenstube, Boudoir, Office und Küche und das gewöhnliche «Tischplunder» in die Ehe, der Bräutigam das Wohn- und Esszimmer, Fumoir, Fremdenstube, Dienststube und das bessere «Tischplunder». Was die Wäsche anbelangte, wurde diese immer im Dutzend und in ungeheuren Mengen, da man noch nicht so oft wusch, angeschafft. Ein Teil der Leib-

wäsche der Braut gab man bei französischen Klöstern in Auftrag. Diese war von bester Qualität, aber unmodern und unpraktisch, weshalb sie oft unbenutzt weitervererbt wurde. Die Dienstwäsche bezog man in einem der Vereine für Hausarbeit, welche armen Frauen zu einem Verdienst verhalfen. Ansonsten musste man diplomatisch verschiedene Geschäfte berücksichtigen, um niemanden vor den Kopf zu stossen. Jedenfalls war qualitativ hochwertige Wäsche, jeweils mit den Initialen des Ehepaares versehen, der Stolz jeder Hausfrau.

Eheverträge aufgesetzt

Drei bis vier Wochen vor der Hochzeit galt es, die Einladungen zu verschicken. Diese konnten folgendermassen lauten: «... sind freundlich eingeladen, Dienstag den ... an dem Hochzeitsfeste von ... teilzunehmen und sich um 2 Uhr bereit zu halten, um in das Brauthaus abgeholt zu werden.»

Vor dem Ehegeld wurde unter Beisein von Zeugen beim Notar in der Regel ein Ehevertrag über Vermögens- und Erbfolgeverhalten abgeschlossen. Vorsichtige Väter gaben ihren Kindern auch oft eine jährliche Rente mit.

Am Tag vor der Hochzeit fand der «Gobedag», der Gabentag, statt. Im Brauthaus wurde der Esszimmertisch leer geräumt und ausgezogen. Dann fing die Hausglocke unaufhörlich an zu läuten und die Stubenmägde, schön «gmutzt» im schwarzen Kleid und weisser Schürze, lieferten die Geschenke ihrer Herrschaften ab, nach Basler Manier in einem flachen, offenen Körbchen mit Blumenschmuck. Sie wurden von der Braut mit gebührender Freude empfangen und aufgefordert, die bereits vorhandenen Geschenke zu besichtigen. Währenddessen musste die Mutter, oft mit Hilfe einer erfahrenen Tante, das überbrachte Geschenk schätzen und dem Dienstmädchen zehn Prozent davon als Trinkgeld aushändigen.

Übrigens durften gemäss Emilie Haegler-Passavant manche Dienstmädchen nur ein bis zwei Franken vom Trinkgeld behalten, den Rest nahm die Herrschaft an sich, um die Auslagen für das Geschenk zu mildern. In allen Fällen konnte man davon ausgehen, dass die Heimkehrende nach dem Trinkgeld gefragt wurde und lag dieses völlig daneben, wurde das sehr übel genommen. Einfacher war es bei den Freunden. Diese hatten für 50 Franken zu «goben», entferntere Freunde für zehn Franken. 1914 soll ein mutiges Brautpaar es das erste Mal gewagt haben, einfach ein, fünf oder zehn Franken Trinkgeld zu geben – ein Seufzer der Erleichterung ging durch die Basler Oberschicht.

Gabentisch im Brauthaus

Die Freundinnen der Braut schenkten ihr den Brautschleier und den Brautkranz, schön verpackt in weisse Schachteln, bis in die 1920er-Jahre auch den Arbeitstisch mit Nähutensilien. Sogar die Wäscherinnen, Glätterinnen und Dienstboten schenkten etwas, zum Beispiel irdenes Geschirr, ein Küchengerät oder Konfitüre im Einmachglas. Im Laufe des Tages kamen auch der Bräutigam, seine Mutter sowie diverse Cousinen ins Brauthaus, um den Gabentisch zu «bschauen».

In einem Brief von 1831 wird erwähnt, dass ein junges Ehepaar sich nach der Hochzeit persönlich für jedes Geschenk bedankte, also über mehrere Tage sogenannte Gabendanksagungsvisiten absolvierte. Später druckte man Visitenkarten mit dem Ehenamen und «p.r.» oder «danken herzlich» oder man schrieb dies von Hand darunter. Diese Kärtchen wurden gemäss genauer Listen von den Müttern verschickt, während sich das Paar auf der Hochzeitsreise befand. Vielfach mussten die Geschenke auch umgetauscht werden, was ebenfalls die Mütter besorgten.

Den Abend verbrachte man, erschöpft und voller Erwartung auf den nächsten, grossen Tag jeweils im eigenen familiären Kreis. Es war für beide Brautleute die letzte Nacht im Elternhaus.

Lesen Sie morgen in der BaZ, wie im alten Basel geheiratet wurde.